

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Iwan Bunin

Gespräch in der Nacht

Erzählungen 1911

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Hundertacht	7
Gespräch in der Nacht	27
Die Kraft	69
Ein gutes Leben	88
Swertschok	131
Der fröhliche Hof	151
Ohne Titel	226
Der Tod	231
Nachwort von Thomas Grob	245
Editorische Notiz	253
Anmerkungen der Übersetzerin	257

HUNDERTACHT

Früh spürt man den Herbst, seine Ruhe. Es ist Anfang August, scheint aber eher wie in einem heiteren September, wenn es nur an einem windstillen, sonnigen Plätzchen noch heiß ist.

Der Lehrer Iwanizki, ein junger, aber ungewöhnlich ernsthafter Mann, der beim kleinsten Anlaß in tiefe Gedanken versinkt, geht gemächlich den sanft ansteigenden Hügel hinauf, über den Viehweg durch das Anwesen der bettelarmen Fürsten Koselski. Der Lehrer hat die eine Hand hinter den breiten Gürtel gesteckt, mit dem sein langes Hemd aus Bastseide zusammengehalten wird, zupft mit der anderen die Enden seines spärlichen weißblonden Schnurrbarts, hält die langgestreckte, magere Gestalt gebeugt und kneift die wachsamen grünlichen Augen zusammen. Mit seinem Spaziergang nimmt er Abschied vom Dorf – dieser Tage wird er nach Moskau fahren, zur Universität.

Auf dem Viehweg liegt Schatten. Rechter Hand ist ein großer Garten hinter einem Wall aus Stroh, linker Hand eine alte Schmiede, ein zerfallener Hundezwinger, leere, aus rosa Ziegeln gebaute Getreidedarren und dazwischen die Einfahrt zu einem unübersehbar großen, gleichfalls leeren Dreschplatz. Über dem schon lichter gewordenen Garten liegen Stille und schräger Sonnen-

glanz; hier und da schillert goldenes Spinnwebgewebe in allen Regenbogenfarben; still liegen Schattenflecke unter den Apfelbäumen; bisweilen fällt mit einem kurzen, dumpfen Schlag ein reifer Apfel in das seidige, trockene Gras. Auf dem eingesunkenen Grasdach der Schmiede wuchert allenthalben samtig-smaragdgrünes, bräunlich schattiertes Moos. Die abgedeckten Darren sind schwer und wuchtig und kündigen mit ihren Umrissen von uralten Zeiten. Und all das – das Moos auf der Schmiede, der mit Kletten überwucherte Hundezwinger, die kahlen Dachgerippe über den rosa Ziegelmauern –, all das ist so wunderschön vor dem klaren hellblauen Himmel zwischen den weißen runden Wolken. Auf dem gewaltigen leeren Dreschplatz prasseln die Spatzen einem Platzregen gleich von einem Brennesselstrauch zum nächsten. Hinter diesem Gesträuch erhebt sich das rosa schimmernde Espenwäldchen ... Der Lehrer geht zu den Solowjows, er will vor seiner Abreise noch einmal ihren Großvater Taganok besuchen. Uralt ist er, wie man in Koselstschina sagt: Er ist hundertacht, er ist eine Berühmtheit im Kreis.

Hinter dem Gut führen Straßen zwischen Höfen und Gemüsegärten hindurch. Der Lehrer biegt nach links in die Straße ein, die zwischen dem mit Gebüsch bewachsenen Erdwall am Dreschplatz und den alten Katen der früheren Leibeigenen des Fürsten verläuft. Sie ist leicht abschüssig und scheint in den zartgrünen, septemberlichen Horizont zu münden. September liegt auch in den Spitzen der Weiden, die da und dort vor den

Katen wachsen und deren feines, sich gelblich verfärbendes Laub vor den weißen Wolken und dem Azurblau durchscheinend leuchtet; September liegt im goldenen Sonnenlicht und in dem durchsichtigen Schatten, der von den Katen auf die Straße fällt, auf die Wagen mit den Wassertonnen, die mit scheckigen Pferdedecken und Bauernmänteln abgedeckt sind ... Der Lehrer wirft im Vorübergehen von der Seite her einen Blick auf die Katen, auf die kleinen Fenster und die Vortreppen.

Die Fenster sind winzig und dunkel. Die Vortreppen und die Türschwellen starren vor Schmutz. Aber auch vor den Katen ist es nicht besser: In dem verkrusteten Schlamm, der hart ist wie Gußeisen und in dem Lumpen und faulige Bastschuhe festgewachsen sind, liegen große, flache Steine, auf denen zu Mittag und zu Abend gegessen wird. Kinder schreien, rufen einander etwas zu und klettern auf den Steinen herum. Viele Kinder gibt es in Koselschtschtina, und, Allmächtiger, wie rotnasig sie sind, wie viele Schrunden sie auf Wangen und Lippen haben!

»Was machst du da?« ruft der Lehrer einem kleinen Mädchen zu, das vor einem Stein steht.

Sie ist kränklich und mager, hat dunkle Augen, trägt Bastschuhe von der Großmutter, ist in ein dunkles Hanftuch gehüllt. Sie patscht mit ihren kleinen Händen auf den Stein, tut so, als würde sie Wäsche waschen, Wasser über den Stein gießen und mit einem Bleuel darauf schlagen. Als sie den Lehrer hört, blickt sie ihn verlegen an und stürzt Hals über Kopf zur Kate.

»Wie heißt du?« fragt der Lehrer einen dicken blau-
äugigen Jungen in einer großen, alten Weste, der an ei-
ner Weide beim Hof der Fomins steht.

Der Junge schweigt. Der Lehrer wiederholt seine
Frage. Der Junge weicht zurück unter die Weide, streckt
die Brust vor, bläst sich so auf, daß er rot anläuft, und
schweigt.

Geschäftig laufen die Hühner umher, sie kratzen
mit ihren Krallen in der Asche und der Erde, picken
etwas auf, gackern und locken die Küken an. Auf dem
Hof der Klimows liegt unter dem Wagen mit der Was-
sertonne eine alte Frau und schläft. Der schräg fallende
Schatten der Kate ist weitergerückt, die Sonne scheint
nun auf den Wagen und das Wasserfaß und sengt das Ge-
sicht, das so dicht mit Fliegen bedeckt ist, als hätte sich
ein schwarzer Schwarm darauf niedergelassen, sengt
das magere Kreuzbein, die bloßen, plumpen, sonnenver-
brannt glänzenden Beine. Ein etwa fünfjähriger Junge
mit Hosenträgern und roten Wollstrümpfen saust zwi-
schen den Küken herum, die hin und her rennen und
Fliegen von der Erde und von den Beinen der Alten auf-
picken, und versucht immer, wenigstens auf eines von
ihnen zu treten; die Küken flattern piepsend auseinan-
der, und er bleibt stehen und wartet ab, bis sie sich in ei-
nem Häuflein zusammengefunden haben, um sich dann
unverzüglich wieder auf sie zu stürzen, so schnell ihn
seine Beinchen tragen. Ein anderer, etwa zweijähriger
Junge macht sich an einem Krummholz zu schaffen, das
gerade frisch mit brauner Farbe gestrichen ist und an der

Haustreppe lehnt; das Krummholz kippt um und wirft ihn zu Boden, und er bricht in wüstem Geschrei aus. Der Lehrer eilt hinzu, um ihn zu befreien.

»He, Alte! Wach auf, der Teufel soll dich holen«, ruft er und hält das brüllende Kind gepackt, ohne zu wissen, was er mit ihm anfangen soll.

Die Alte hebt den Kopf und begreift zunächst überhaupt nichts: Die Augen sind stumpf, der Mund steht offen, das Kopftuch und die grauen Haare sind zur Seite gerutscht. Dann steht sie hastig auf und schwankt benommen, geht zum Lehrer, reißt ihm das Kind aus den ungeschickten Händen und steigt die Vortreppe hoch. Oben setzt sie den Jungen unsanft auf den mit Hirsebrei bekleckerten Boden, und sofort hört er auf zu schreien: Er krabbelt auf dem Treppenabsatz umher, klaubt den mit Schmutz vermengten Brei vom Boden auf und stopft ihn sich in den Mund. Die Alte selbst setzt sich auf die Bank, und während sie ihren Kopfputz zurechtrückt, folgt sie dem Lehrer mit einem langen, bitterbösen Blick.

Die Solowjows haben den Besitz unter sich aufgeteilt. Taganok wohnt bei Gleb. Doch der Lehrer geht zuerst zum Hof seines anderen Enkels, des Zimmermanns Grigori. Grigori hat leichte Ähnlichkeit mit einem Mephistopheles, aber er ist ein angenehmer Mensch. Er steht zwischen Kate und Vorratskeller, wo der Durchgang zum Dreschplatz ist, in einem Geviert aus frischen, blaßroten, in drei Lagen übereinandergeschichteten Holzbalken: Er baut sich einen kleinen

Speicher. Er trägt eine städtische Schirmmütze, ein noch nicht gewaschenes und zu einem knittrigen, rosa Ballon geblähtes Kattunhemd, eine Hose aus festem Baumwollstoff und Stiefel: Die Solowjows sind die bedeutendsten Einwohner in Koselschtschina. Beim Anblick des Gastes schlägt er die in der Sonne aufblitzende Axt leichthin und geschickt in einen Balken. Sie begrüßen einander, setzen sich auf das Balkengefüge und stecken sich eine Zigarette an.

»Wollen Sie zu Taganok?« fragt Grigori.

»Ja. Ich habe ihn lange nicht gesehen ...«

»Na, das ist schön. Machen Sie das nur. Er hat gerne Besuch.«

»Und wie geht es ihm? Er wird wohl immer gebrechlicher?«

»Nein, es geht noch einigermaßen. Natürlich kein Vergleich mit uns: Er ist schließlich hundertacht.«

»Bittet er Gott nicht, ihn sterben zu lassen?«

»Nun ja, was soll ich sagen? Er möchte wohl sehr gerne noch ein bißchen leben, aber bekanntlich ist das Greisenleben kein Zuckerschlecken.«

»Was meinst du?«

»Was schon, man muß es ehrlich sagen: Sie schlagen ihn, und sie lassen ihn hungern – das ist das Schlimmste.«

»Die Schwiegertochter?«

»Natürlich. Aber ich meine, der Grund liegt bei meinem Bruder Gleb. Er läßt das alles zu. Dabei müßte er ihn beschützen, wer denn sonst? Taganok selbst – na,

Sie kennen ihn ja: Sein Leben lang hat er keiner Fliege etwas zuleide getan.«

»Im Ernst, sie schlagen ihn?«

»Aber sicher. Und wie! Manchmal stoßen sie ihn so heftig ... Wie oft hat er sich bei mir beklagt. Aber die Schläge sind nicht das Schlimmste! Alleine sechs Pud Schinkenfleisch haben sie da hängen – aber glauben Sie mir, nie geben sie ihm auch nur das kleinste Rippchen ab. Feiertags setzen sie sich zum Tee, aber er wagt nicht, um ein Täßchen zu bitten. Selbst um Kleinigkeiten ist es ihnen zu schade ...«

»Tja-a«, sagt der Lehrer gedankenverloren.

Die Grashüpfer zirpen im Unkraut in der Sonne. Alles welkt dahin und verliert schwarze Samenkörner: die Brennesseln, das Bilsenkraut, die Kletten, der Amaryllis. Eine Bäuerin in einem roten Rock und einem weißen Hemd steht im Hanfdickicht, das höher ist als sie selbst, und nimmt die tauben Stauden ab. Jenseits des Hanffeldes schimmern graue Getreidedarren und gelbe, neue Schober.

»Tja-a«, sagt der Lehrer und nimmt einen tiefen Zug aus seiner Zigarette. »Das Gottesträgervolk! ... Sind das eure Heuschober?«

»In diesem Jahr hat der Herr uns reichlich beschenkt«, antwortet Grigori bescheiden, aus Angst, etwas zu beschreien.

»Aber um eine Tasse Tee ist es ihnen zu schade«, schmunzelt der Lehrer. »Und wie ist es, kann er sich immer noch so gut an alles erinnern?«

»Geradezu erstaunlich! Er weiß noch alles – wann was im Haus zu tun ist, zum Beispiel, was in Ordnung gebracht, was gekauft werden muß, wo es was billiger gibt – er ist immer der erste, der das sagt. Mit Futtermitteln, zum Beispiel, kennt sich niemand besser aus als er ...«

»Nein, das meine ich nicht«, unterbricht der Lehrer. »Verstehst du, ich möchte doch immer so schrecklich gerne seiner hundertjährigen Seele auf den Grund blicken, ihn dazu bringen, mir von den alten Zeiten zu erzählen. Und daraus wird einfach nie etwas! Entweder will er, warum auch immer, nicht mit mir reden, oder aber man muß die absurde, aber offenbar wahrscheinlichste Mutmaßung anstellen, daß hinter dieser Seele außer dem Allerprimitivsten einfach rein gar nichts steckt!«

Grigori fragt leicht verwundert:

»Wieso sollte er nicht mit Ihnen reden wollen? Sie beleidigen ihn doch nicht, Zurückhaltung kennt er nicht, er kann sich sogar sehr gut an alles erinnern ... Auch wenn es natürlich nichts Besonderes ...«

»Aber das ist es ja eben!« hakt der Lehrer ein und erhebt sich. »Es scheint so, als sei das Jahrhundert vollkommen vergebens gewesen! Es gibt nichts zu erinnern. Nichts.«

Sie gehen über die Hinterhöfe zu Taganok. Hinter Grigoris Hof stehen einige Bienenstöcke. Der Lehrer weicht ihnen aus, er fürchtet sich vor ihnen, aber Grigori lacht nur und versichert, die Bienen würden

einen reinen Menschen in Ruhe lassen. Hier weht ein leichter kühler Luftzug von Norden her, in der Sonne riechen die Hanffelder staubig und kräftig. Den Hanffeldern gegenüber ist eine Art Hütte an die steinerne Mauer von Glebs Viehkoppel angebaut, aus Pfählen errichtet und mit Hanfstauden verkleidet. Das ist die Sommerbehausung des berühmten Mannes.

»Gro-o-ßvater?« ruft der Lehrer, als er die Tür öffnet.

Niemand antwortet; die Hütte ist leer. Taganok ist bestimmt in der Bauernkate. Grigori geht hinaus, um ihn zu suchen. Und der Gast überfliegt die Hütte mit einem raschen Blick. Alles genau wie immer. Und alles genauso herzerreißend. Um der Schwiegertochter nicht zur Last zu fallen, sich so dünn wie möglich zu machen, zieht Taganok beinahe schon zu den Großen Fasten hierher um. Ein mit Stroh bedeckter Hörnerschlitten ohne Seitenstangen dient ihm als Bett. Auf dem Stroh gibt es nicht einmal eine Pferdedecke. Am Kopfende liegt anstelle eines Kissens ein zusammengerollter, zerrissener Mantel, an der Farbe sieht man, daß er ein halbes Jahrhundert alt ist. Beim Kopfende steht ein kleiner Tisch, ein Brett auf Pfählen, auf dem Brett steht eine Art Schachtel, und darin befindet sich Taganoks gesamtes Hab und Gut, seine ganze Wirtschaft: eine Garndocke, Fausthandschuhe, eine Tabakdose aus Birkenrinde mit Schnupftabak ... Mein Gott, mein Gott! Mit der wertvollsten Gabe, mit der Gabe eines märchenhaft langen Lebens, hat das Schicksal sei-

nen Auserwählten beschenkt! Aber was nutzt sie hier, diese Gabe?

Vor der Hütte steht ein großer Holzklotz, vom Stamm einer Eiche. Der Großvater sitzt darauf, wenn er sich ausruht, seinen Gedanken nachhängt oder sich in der Sonne wärmt – von seinem Halbpelz ist der Klotz glatt gescheuert. Der Lehrer setzt sich hin und wartet. Aber als hinter der Hausecke schlurfende Schritte zu hören sind, erhebt er sich, um Taganok den gewohnten Platz zu überlassen. Taganok biegt um die Ecke – er ist nicht groß, hat herabhängende Schultern – und schiebt sich unbeholfen, mit schwankendem Gang voran, schwerfällig einen Fuß vor den anderen setzend. Seine Füße sind dick mit Fußlappen umwickelt und stecken in großen Bastschuhen. Sein Halbpelz, der auf der Innenseite fast ganz blank ist – das Schaffell ist abgewetzt –, ist ihm zu weit geworden, die Schöße baumeln herab. Die große Mütze ist tief ins Gesicht gezogen und sitzt etwas schief. Beim Anblick des Gastes nimmt Taganok sie wie ein Kind mit beiden Händen herunter und macht eine tiefe Verbeugung. Die langen Haare, die noch um seinen dunklen Kopf stehen, sind weiß und leicht wie Federgras. Leicht und weiß ist auch sein schräger Bart. Sein Gesicht ist noch dunkler als der Kopf. Die gelblichen, tränenden Augen haben die Farbe verloren und zeigen keinen anderen Ausdruck mehr als Ergebenheit oder vielleicht auch Traurigkeit.

[...]